

Und das Leben geht einfach weiter

NEU IM KINO In «Louder than Bombs», seinem ersten in den USA gedrehtem Film, erzählt der Norweger Joachim Trier einfühlsam von der Auseinandersetzung einer Familie mit dem Selbstmord der Gattin und Mutter. Sie war Kriegsreporterin.

«Louder than Bombs» beginnt idyllisch. Mit Szenen einer Geburt und Bildern einer glücklichen, jungen Familie. Doch der Schein trügt. Denn das Neugeborene soll gleich wie die Mutter seines Vaters, Isabelle Reed, heissen. Diese Grossmutter nun aber – sie wird subtil, ephemer und warmherzig, wie nur sie es versteht, von Isabelle Huppert gespielt – ist seit drei Jahren tot. Sie war Kriegsreporterin. Zu ihren Lebzeiten gingen ihre Fotos und Berichte rund um die Welt und demnächst soll zu ihrer Ehre eine Ausstellung stattfinden.

Diese Ausstellung nun aber muss vorbereitet werden, Isabelles Arbeitszimmer, ihr Fotolabor, ihr Archiv müssen aufgeräumt, ihre Bilder und Texte geordnet, ihre letzten, noch in der Kamera sich befindenden Fotos angeschaut und entwickelt werden. So überlässt der frischgebackene Va-

ter (Jesse Eisenberg) Frau und Kind schon wenige Tage nach der Geburt ihrem Schicksal und fährt zurück nach Hause; wenige Stunden nach der Geburt, übrigens noch im Spital, begegnet Jonah, wie er heisst, einer anderen Frau, seiner ersten Liebe, Erin (Rachel Brosnahan), die in der Folge nochmals an Bedeutung gewinnt.

Geheimnisse

In dieser kurzen Begegnung und der ihr inhärenten Lüge – Erin nimmt aus einem Missverständnis heraus an, Jonahs Frau sei gestorben, Jonah seinerseits verheimlicht seiner Frau die Begegnung mit Erin – etabliert sich das eigentliche Thema von «Louder than Bombs». Es sind die Geheimnisse, die Menschen, auch in intimen Beziehungen, voneinander haben, sowie die Erwartungen, die sie aneinander binden; in der Geschichte des Sohnes nota-

bene spiegelt sich in diesem Film, der sphärisch dicht seelische Befindlichkeiten auslotet und dabei drei Männern bei ihrer verspäteten Trauerarbeit zusieht, in gewisser Weise diejenige der Eltern.

Zu Hause trifft Jonah auf seinen Vater Gene (Gabriel Byrne) und seinen um fast zehn Jahre jüngeren Bruder Conrad (Devin Druid). Die drei haben sich seit Isabelles Beerdigung kaum oder gar nicht gesehen, auch ist das Verhältnis zwischen Conrad und Gene überaus angespannt. Auch als kleines Kind kein Ausbund an Heiterkeit, verkriecht sich Conrad in seiner späten Pubertät in seinen Fantasiewelten und Videospiele. Er ist im Umgang mit dem gleichaltrigen weiblichen Geschlecht linkisch und ungeschickt.

Und Gene, der sich während den berufsbedingten Abwesenheiten Isabelles jeweils allein um seine Söhne kümmerte, der Kinder und der Frau wegen gar seinen Beruf als Schauspieler aufgab und Lehrer wurde und sicher kein

ungeschickter Pädagoge ist, kommt derzeit an Conrad einfach nicht heran. Ergo spioniert er ihm nach. Und er sucht Trost in den Armen von einer von Conrads Lehrerinnen. Es ist vielleicht nicht das Cleverste, was ein Mann in einer solchen Situation tun kann. Doch es ist zutiefst menschlich. Und es rückt «Louder than Bombs», diesen ersten Film, den der Norweger Joachim Trier mit internationaler Besetzung in den USA und in englischer Sprache drehte, in unmittelbare Nähe zu seinen früheren Filmen, «Oslo, 31. August» und «Reprise», die Selbstmord, Sucht, Depressionen thematisierend, Menschen in nicht minder verstörenden Krisensituationen zeigten.

Schwieriges Wiedersehen

Die Wiederbegegnung von Gene, Jonah und Conrad ist schwierig, zugleich zaghaft zärtlich. Sie wird überlagert von traumhaft aufblitzenden Erinnerungen an früher gemeinsam verbrachte Stunden. An die Wochen und Tage, die Isabelle zwischen zwei

Einsätzen zu Hause verbrachte: physisch zwar da, im eingeschlifften Alltag des Männertrios aber überflüssig und im Geiste beschäftigt mit ihren Erlebnissen in Krisengebieten. Diese hielt sie von den Kindern so verborgen wie den wahren Charakter ihrer Beziehung zu ihrem Kollegen Richard (David Strathairn), der sie bei fast allen Einsätzen begleitete und die Ausstellung nun kuratiert. Selbst Gene dürfte davon nur Bruchteile erfahren, vieles eher geahnt als wirklich gewusst haben. Trier erzählt assoziativ, lässt Realität, Traum und Wirklichkeit ebenso nahtlos ineinander verschmelzen wie Gegenwart und Vergangenheit. Er spürt den Versehrungen, die der Berufsalltag von Kriegsreportern mit sich bringt, so einfühlsam nach wie den Folgen von in falscher Rücksichtnahme geborenen Lügen und in fatalem Egoismus wurzelnden Geheimnissen, die man dann letztlich vielleicht doch nicht in den Tod mitnehmen kann. Stark.

Irene Genhart



Was tun? Spielen! Cristiano Remo

Geschichte der Verwandlung

NEUMARKT Einmal dürfen die Getränke in den Saal mitgenommen werden. Das Theater Neumarkt feiert sich selber in einem Festakt zum 50-Jahr-Jubiläum: mit einer Dada-Revue plus Lenin.

Happy Birthday, Theater Neumarkt. Seit 1966 gibts dieses Theater am Neumarkt 5 in Zürich. Viele Geschichten haben sich in dieser Zeit an diesem Ort eingeschrieben, und alle erzählen sie vom Aufbruch. Die Jubiläumproduktion «Was tun?» der Regisseurin Friederike Heller nimmt den Moment auf – und geht weiter zurück: zu den Anfängen einer grossen Revolution, also eigentlich über die Zeit dieses Theaters hinaus.

Das tönt jetzt, in Hinblick auf die Zürcher Revolutionskämpfer auf den Bühnen, natürlich ein bisschen pathetisch, aber so redet eben ein Festredner, wenn er zu einem Festakt reden muss, besonders wenn er aus dem Kulturdepartement kommt. Der famose Marcus Signer gibt diesen Conférencier, der zu Anfang des Abends das Publikum begrüsst, er macht dies mit Ogi-Touch und schwadroniert über die Geschichte dieses Ortes. Eintracht! Arbeiterverein! Blabla und lässt dann – prost! – auf das Theater Neumarkt anstossen. Bier, Wein, Mineralwasser werden im Saal serviert, Einheitspreis 5 Fr.

Zwischen den Welten

Dann poppt Lenin auf. Und schon sind wir mitten in den Vorbereitungen zur Revolution. Lenin ist Martin Butzke, er schnappt sich das Mikrofon und zitiert sich selber – mit Sätzen aus seiner Schrift «Was tun?» über die Avantgarde des Proletariats aus der Bücherei des Marxismus-Leninismus. Lenin ist für den Abend von der Spiegelgasse 14, wo er einst lebte, ins Theater Neumarkt gezogen, samt Lenin-Samowar, Lenin-Sofa und Lenin-Pult.

Da können die anderen Zeitgenossen vom Cabaret Voltaire auch nicht weit sein, und Dada! Dada! auf einmal sind da: Yanna Rüger als Karussellpferd Johann und ganz tolle Emmy Hennings, Maximilian Krause als Willi Müzenberg, Häuptling Feuerschein und Tristan Tzara, ein Grenzgänger zwischen den Welten. Dann Johannes Dullin als Richard Hülsenbeck, Alexander Parvus et al. Und auch Marcus Signer nimmt eine andere Gestalt an: Er spielt vor allem Hugo Ball. Sie alle haben ihre Rollen in dieser Dada-Revolutionenrevue um neunzehnhundertsechzehn. Dieser Tanz geht in die Gegenwart hinein. Die Musik dazu macht Peter Thiessen von der Band Kante.

Es ist alles grossartig unterhaltsam. Vor unseren Augen läuft ein Kostümfest ab: Anzug steht neben Anima-Kostüm, auf die Aufgeblasenheit folgt eine zunehmende Entblössung – toll, was der Besim Morena zu den einzelnen Figuren eingefallen ist. Und mehr: «Wer sich verwandeln kann, dem wird auch das Wesentliche zum Spiel», sagt Hugo Ball. So ist es auch hier. Wir sehen bei einem Spiel der Verwandlungen zu: Wie sich Menschen in die Kunst flüchten, um einen Moment ganz bei sich zu sein. Theater eben. Stefan Busz



Isabelle Huppert und Gabriel Byrne in «Louder than Bombs».

Music Aeterna rockt Beethoven

KONZERT Ein Meteorit der Klassik – der Ruf geht Teodor Currentzis und seinem Orchester voraus. Also war die Tonhalle übervoll, und der Einschlag blendete bis in den Zwischengang.

Teodor Currentzis, 44-jährig, ist zur Kultfigur der Klassikszene avanciert, seit er von Sibirien aus international auf sich aufmerksam gemacht hat. Nach seinem Studium in Athen und St. Petersburg ging er weit in den russischen Osten nach Nowosibirsk, und dort gründete er das Ensemble Music Aeterna, mit dem er bald Sensation machte. Seit 2011 ist er Direktor der Oper Perm.

Joseph Haydns berühmte Selbstdiagnose – «Ich war von der Welt abgesondert, niemand in meiner Nähe konnte mich an mir selbst irremachen und quälen, und so musste ich original werden» – wird man auf Currentzis nur bedingt anwenden können – Perm und Nowosibirsk sind Metropolen und die Vernetzung ist global –, aber genau diesen Eindruck erweckt sein Erscheinen auf der Bildfläche des musika-

lichen Weltmarkts, und «original» wirkt er ja auch mit seinem Orchester, das zum grossen Teil stehend spielt.

Sehen und Hören

Aber was heisst stehend? Das Podium bebte da manchmal vor Bewegung und für Currentzis ist das Dirigentenpodest ein zu kleines Geviert. Der Fuss stampft, die Arme schlagen (!) Takt und trommeln auf Achtel und Sechzehntel, und er feuert die Geiger an, indem er auf sie zuspringt. Sein Präsenz, ganz auf den hoch energetischen Zugriff fokussiert, ist ausladend und optisch so dominant, dass man nicht weiss, ob man diese Fünfte Beethovens mehr gesehen oder gehört hat, und irgendwie konnte einem gar Sehen und Hören vergehen.

Das ist nicht wörtlich gemeint. Doch wenn die sublimen Regionen von Beethovens Musik ins Spiel kamen, konnte der Abend akustisch durchaus gegen null gehen. Zerfasertes Piano kultivierte Patricia Kopatchinskaja, die Solistin des Violinkonzerts im ersten Teil des Beethoven-Abends, vor allem im Larghetto-Satz – einzuordnen

wohl ebenso ins Kapitel Übertreibung wie ihr Furioso, unter dem nicht selten Sauberkeit der Intonation und Klangqualität litten.

Kopatchinskaja, die ihr virtuosos Metier ja beherrscht, will wohl beides als Interpretation und Ausdruck ihres exzessiven und spontanen Spiels verstanden haben, das sie in der Selbstinszenierung auch visuell hemmungslos auslebte, manchmal in hexengeigerischer Manie, dann wieder bis zur Clownerie, mit der sie in der Interaktion mit Dirigent und Violinpartner etwa den Einsatz des Rondos gestaltete. Wirklich Au-



Bauernhochzeit mit Patricia Kopatchinskaja und Teodor Currentzis als Brautpaar.

thentisches bot sie in den Kadenzzen, deren Lizenz zur Eigenwilligkeit sie auf überraschende Weise auskostete.

Auf der neuen CD von Music Aeterna (Sony) feiert das Duo Currentzis und Kopatchinskaja eine poetisch-bildliche Hochzeit, wie schon das Cover zeigt. Ganz so harmonisch wirkte der Beethoven-Abend nicht: Das Violinkonzert war ihre ausufernde Show, die Sinfonie seine konzertierte Performance, deren Gestaltungswille den grossen Zug der Finalsinfonie, ihre ungeheure Kompaktheit und ingeniose Kombinatorik, zur Geltung brachte.

Bauernhochzeit

Die Bilderserie im CD-Booklet mit Kopatchinskaja und Currentzis als Protagonisten einer russischen Bauernhochzeit spielt auf Igor Strawinskys Ballettkantate «Les Noces» an. Zu hören ist die energiegeliche und präzise Interpretation des Music-Aeterna-Chors im Zusammenspiel mit Klavieren und Perkussion und einem Soloquartett, die sehr schön den folkloristisch archaischen Hintergrund dieser Musik

ins artistische Konzerthochamt übersetzt.

Musikalisch verbunden sind Kopatchinskaja und Currentzis im zweiten Werk der CD, einer sehr eigenen, wild und zerbrechlich gespielten Aufnahme von Tschairowskys Violinkonzert. Im Booklet fantasiert die Solistin von Strömen von Wodka und Tanzbären im Finale, und der Dirigent bittet sie «um den ›bitteren‹ Klang von Darmsaiten».

Angerauter Klang, schroffe Akzente, die da und dort fast mehr Schlag als Ton sind, das hohe Tempo auf der einen Seite, Ausdünnung des melodischen Fadens, um dessen Reissen man bereits beim ersten Einsatz des Moderato assai fürchtet, auf der anderen Seite sind auch hier Merkmale einer Interpretation, die das Werk aus der Gegenwart herauslesen will – «meine Luft ist die Moderne: Kurtag, Ligeti, Scelsi, Sciarrino ...», bekennt Kopatchinskaja. An Alternativen zu denken, die man nicht mit ihrem Verdikt des «dummen Geigentums» und des «polierten Klangs» abgehakt haben möchte, ist nicht verboten. Herbert Büttiker